

Identitätskonzepte in der modernen Gesellschaft

Seit Erik Eriksons Buch „Jugend und Krise“ ist in der Entwicklungspsychologie unwiderrspochen, daß die Herstellung einer autonomen Identität als die wichtigste Aufgabe der Adoleszenz betrachtet werden kann. In diesem Sinn sind Eriksons Einsichten bis heute gültig. Kritik geäußert wird allerdings an seiner Vorstellung, daß die Identität etwas ist, das sich einmal im Leben - in der Phase des Jugendalters nämlich - festlegt und dann für immer unverändert stehen bleibt. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die wissenschaftliche Erikson-Kritik im Einzelnen zu besprechen, wer sich dafür interessiert, sei auf die sorgfältige und ausführliche Arbeit von Barkhaus (1999) im neu erschienenen Lehrbuch der Heilpädagogik von Dohrenbusch und Blickenstorfer verwiesen. Inzwischen ist man sich weitgehen einig, daß Identität keine psychische Eigenschaft ist, die einmal erworben wird und dann für immer gleich bleibt. Man geht davon aus, daß es einer aktiven Konstruktionsleistung des Individuums bedarf, seine Identität zu erzeugen und über wechselnde Kontexte hinweg stabil zu halten.

Damit wären wir bereits beim Thema „Wertewandel“ der heutigen Zeit angelangt, das von Dr. Wittschieb gestern besprochen wurde. Während zu den Zeiten, in denen Erikson seine Bücher schrieb, die Menschen noch in relativ geruhsamen Verhältnissen lebten, in denen sie langfristige Lebensperspektiven aufbauen konnten und in denen es möglich war, auf ein allgemein anerkanntes System von Werten und Normen zurückzugreifen, sind diese stabilisierenden Faktoren heute und in Zukunft immer weniger vorhanden. Die Kontexte, über die hinweg die Identität eines Menschen wenigstens einigermaßen balanciert werden muß, damit dieser Mensch psychisch gesund bleibt, wechseln in der heutigen Zeit so rasant, daß die alten Formen der Identitätskonstruktion versagen. Bücher wie die von Sennett (1998) beschäftigen sich kritisch mit dieser Zeiterscheinung und stellen die Frage, wie lange die Menschen in einem System, das ökonomisch wie politisch immer mehr Flexibilität vom Einzelnen verlangt, eigentlich noch funktionieren können.

Inzwischen sind auch Stimmen aufgetaucht, die im Zuge der sogenannten Debatte der Postmoderne den Vorschlag machen, den Begriff der Identität in der wissenschaftlichen Tradition der Psychologie und der Philosophie völlig aufzugeben. Einer der bekanntesten Vertreter dieser Position ist Gergen (1996), der von der multiphrenen Persönlichkeit spricht und davon ausgeht, daß die Zwangsvorstellung, die Vielfalt modernen Lebens zu einer Einheit ordnen zu müssen, die Menschen in der Entfaltung ihrer persönlichen Freiheitsspielräume eher

behindere als unterstütze. Auch diese Diskussion möchte ich an dieser Stelle nicht weiter vertiefen und rechne mit der Bereitschaft interessierter Leserinnen und Leser, sich mit meinem diesbezügliche Artikel in dem schon erwähnten Lehrbuch von Blickenstorfer und zu befassen (Storch, 1999).

Wenn wir, die wir uns in erzieherischer Absicht mit jugendlichen Menschen befassen, Konzepte dafür entwickeln wollen, auf was hin wir die jungen Seelen, die uns anvertraut sind, denn anleiten sollen, dann müssen wir unsere pädagogischen Konzepte auf Zukunftstauglichkeit hin überprüfen. Da die wichtigste Entwicklungsaufgabe des Jugendalters die Identität ist, ergibt sich folgerichtig, daß wir uns Gedanken darüber machen müssen, wie wir Identität für uns definieren, denn nur auf der Basis einer sinnvollen Definition können wir pädagogische Interventionen planen und evaluieren.

Ich habe mir zum Thema „Identität“ schon lange Zeit Gedanken gemacht und habe mit vielen Menschen darüber geredet und gearbeitet. Mit meinen Studierenden an der Universität, mit den Teilnehmenden in meinen Seminaren, mit interessierten Menschen aller Art. Die Meinungen zur Identitätsfrage, so scheint es, oszillieren zwischen zwei Polen. Zum einen kennt jeder psychisch gesunde Mensch, sicher auch Sie, liebe Leserin, lieber Leser, das Gefühl, etwas Einzigartiges zu sein, das sich von allen anderen Menschen unterscheidet. Sie verfügen über eine Art personalen Kern, der nur Ihnen gehört und der sie begleitet von der Geburt bis zum Tod. Menschen, die dieses Gefühl des personalen Kerns verloren haben, leiden sehr darunter und werden in unserer Gesellschaft als psychisch krank definiert. Die Position des personalen Kerns ist die klassische Position in den Versuchen, Identität zu definieren, die von Erikson vertreten wird. Diese Position unterstreicht das dauerhafte Gefühl von Einmaligkeit, das Menschen haben können und haben sollten, um ein zufriedenes Leben führen zu können.

Es gibt aber, wie schon erwähnt, auch eine andere Position, die postmoderne, wie Gergen sie vertritt, welche die Vielfalt der möglichen Erlebensweisen eines Menschen betont. Auch diese Position hat einiges für sich. Ist es Ihnen nicht selbst schon einmal passiert, daß sie etwas getan oder gesagt haben, von dem Sie später dachten: „Das war doch nicht ich!“ Wo war in diesem Moment Ihr personaler Kern und Ihr Gefühl für Identität? Ein weiteres Beispiel, speziell aus Deutschland: Was ist mit dem Mann, der das ganze Jahr im Landratsamt brav seine Akten bearbeitet und dann in seinen 14 Tagen Urlaub auf Mallorca bei Ballermann 6 die Sau rausläßt? Wer ist dieser Mann wirklich? Der brave Beamte oder der zügellose Lüstling? Wo ist der personale Kern? Was ist seine Identität? Weniger drastische Beispiel kennen wir alle

aus unserem eigenen Leben. In verschiedenen Kontexten verhalten wir uns verschieden, das ist ja auch gut so.

Ich hoffe doch sehr, daß sie verschiedene Handlungsmuster zur Verfügung haben, je nachdem, ob sie mit Kolleginnen und Kollegen ein Fachproblem erörtern, mit einem der Ihnen anvertrauten Schützlinge eine pädagogische Intervention durchführen oder sich einem Menschen des anderen Geschlechts in erotischer Absicht nähern. Jedesmal handeln sie verschieden und fühlen sich selbst auch auf unterschiedliche Art und Weise. Wo ist der personale Kern in Ihrer Vielfalt zu finden? Wo ist die Einheit geblieben, welches Auftreten von Ihnen ist das wirklichere? Wenn ich Sie jetzt mit dieser Frage in Kleingruppen zur Diskussion schicken würde, hätten Sie Gesprächsstoff für die nächsten zwei Wochen, das weiß ich aus Erfahrung. Viele Romane und Filme beziehen ihre innere Dynamik aus dieser Spannung, die der Mensch erlebt, wenn er verschiedene Erfahrungen seiner selbst koordinieren muß. Menschen, denen das nicht gelingt, werden psychisch krank. Da unsere Welt immer vielfältiger wird, haben Menschen immer mehr Möglichkeiten, sich selbst in unterschiedlichen Kontexten zu erleben und die Aufgabe, diese vielen Erlebensweisen zu koordinieren, wird immer komplexer. Die Wahrscheinlichkeit, daß es gelingt, eine gelungene Koordination zu erreichen, wird mit zunehmender Vielfalt der Außenwelt immer geringer, denn die Elemente, die koordiniert werden müssen, werden immer zahlreicher. Dies ist der Grund, warum Gergen dafür plädiert, die Vorstellung, der Mensch müsse sich als Einheit erleben, aufzugeben.

Je nachdem, welche theoretische Position wir einnehmen, von denen jede berechnete Argumente aufzuweisen hat, resultieren völlig unterschiedliche pädagogische Strategien. Im einen Fall, der Position des personalen Kerns, versuchen wir, Jugendlichen dazu zu verhelfen, eine dauerhafte und stabile Definition dessen zu erstellen, was sie sind und was sie im Leben erreichen wollen. Im anderen Fall, der Position der gelebten Vielfalt, bringen wir den Jugendlichen genau das Gegenteil bei. Sie sollen gerade nicht an einer stabilen Definition ihrer selbst festhalten, denn das könnte sie angesichts des rasenden Wandels unserer Welt geradewegs in die psychische Krankheit führen. Im Gegenteil: sie sollten lernen, daß der Wandel ein Kennzeichen des Lebens ist und sie sollten die Kompetenz entwickeln, sich flexibel auf neue Kontexte einzustellen. Beide pädagogischen Positionen hören sich plausibel an und doch beruhen sie auf theoretischen Positionen, die sich scheinbar widersprechen.

Ich werde Ihnen jetzt im folgenden ein Modell von Identität vorstellen, das ich entwickelt habe und das in der Lage ist, den scheinbaren Widerspruch dieser beiden Positionen aufzuheben. Auf der Basis meines Modells kann es gelingen,

pädagogische Konzepte abzuleiten, die den Anforderungen der heutigen Zeit Folge leisten und die es uns ermöglichen, die uns anvertrauten Seelen verantwortungsvoll für die Zukunft auszustatten.

Um solch ein Modell von Identität zu entwerfen müssen wir einige Unterscheidungen einführen, die es uns ermöglichen das komplizierte Zusammenspiel der einzelnen Elemente der menschliche Psyche besser zu verstehen. Beginnen wir mit der Grundausrüstung, die jeder Mensch mit auf die Welt bringt: seinem Körper. Wenn ein Baby geboren wird, hat es zunächst noch keine Fähigkeit zur Selbstreflexion und bleibt auch vorerst vor den Seelenqualen verschont, die die Identitätsfrage mit sich bringen kann. Es hat einen Körper, bestehend aus einer materiellen Grundlage von Zellen, Fleisch, Knochen, Hormonen und vielem mehr. Es kann auch schon rudimentär verschiedene Zustände dieses Körpers wahrnehmen, wie z.B. Hunger, Kälte, Nässe, Satttheit oder Wärme. Allerdings ist die kognitive Entwicklung unseres Babys noch nicht so weit fortgeschritten, daß es sich klar darüber wäre, daß es selbst es ist, das diese Empfindungen hat, es hat sie einfach. Person und Erleben sind eine Einheit. Diesen Sachverhalt, der in der Philosophiegeschichte von vielen schlaun Menschen in viele komplizierte Worte gefaßt wurde, kann man als Mensch der Praxis, der diese Theorien nicht für die Erlangung universitärer Meriten sondern für seine Arbeit benötigt, am besten unmittelbar verstehen, wenn man z.B. neugeborene Kätzchen mit ihren zugewachsenen Augen beobachtet. Sie existieren und reagieren auch auf Umweltreize, aber sie existieren als reine Kreatur. Es scheint, als schlummere die Psyche noch im Körper. Auch dies tut zunächst die Psyche unseres Babys, dessen weitere Entwicklung wir nun verfolgen wollen. In Anlehnung an Petzold (1982, S. 157) wollen wir die körperliche Grundausrüstung unseres Babys das Körper-Selbst nennen.



Das Körper-Selbst

Wenn das Baby älter wird, wächst sein Körper. Mit dem Körper wächst auch das Gehirn. Sie haben sicher alle schon einmal Bilder über den enormen Zuwachs an neuronalen Vernetzungen in den ersten Lebensjahren gesehen. Mit der rasanten Entwicklung des Gehirns entwickeln sich natürlich auch die Dinge, zu denen das Gehirn unseres Babys in der Lage ist. Für unsere Frage der Identität interessiert uns vor allem Eines: die kognitive Entwicklung, die Piaget (1976) so sorgfältig beobachtet und untersucht hat. Im Zuge der kognitiven Entwicklung, die mit dem Wachstum seines Gehirns zu tun hat, entsteht in unserem kreatürlichen Baby nach und nach etwas, das wir für unsere Zwecke „Ich“ nennen wollen. Es entsteht ein Wissen über die eigene Person. Aus der Entwicklungspsychologie kennen wir inzwischen eine Fülle von Untersuchungen darüber, wie das Ich-Erleben im Kleinkind entsteht. Auch dies soll an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden, interessierten Menschen empfehle ich das entsprechende Kapitel im Lehrbuch der Entwicklungspsychologie von Oerter und Montada (1987).

Wir haben nun also unser Baby, das inzwischen älter geworden ist und jetzt über zwei Elemente seiner Psyche verfügt, mit denen es umgehen kann.



Das Ich

Das Baby hat ein Körper-Selbst und es hat ein Ich. Auf unserem Weg, eine Modell der Entstehung von Identität zu entwickeln, sind wir jetzt an einer wichtigen Schwelle

angelangt. Wir müssen zwei Dinge sorgfältig auseinanderhalten. Wenn wir dies nicht tun würden, würden wir geradewegs in die Art von Diskussion hineinschlittern, die ich eingangs erwähnt habe, die zwei Wochen dauern kann, die auch gerne eine lebenslange universitäre Existenz ernährt. Für eine universitäre Existenz kann es lebenserhaltend sein, ein Thema zu haben, über das man ein Leben lang diskutieren und Artikel schreiben kann. Die Menschen aus der Praxis verdienen ihren Lebensunterhalt aber mit einer anderen Art von Tätigkeit. Sie wollen mit den Theorien der Universität arbeiten, wenn sie nützlich sind und das bitte flott, wenn es geht. Im Gegensatz zu den Universitäten werden wir Menschen der Praxis uns jetzt auch nicht über die Angemessenheit der Begriffswahl streiten. Meinetwegen können Sie das Ich auch „die Erbse“ nennen. Wie die Dinge benannt werden, ist für unsere Zwecke sekundär. Wichtig für unsere Zwecke, die konkrete Arbeit mit Menschen, ist das saubere Auseinanderhalten der einzelnen Elemente, die die menschliche Identität konstituieren.

Wir halten also zwei Dinge auseinander, denn dies macht die Theorie anwendbar. Das Körper-Selbst und das Ich unterscheiden sich in einem wichtigen Punkt. Das Körper-Selbst hat eine materielle Grundlage, es besteht aus Haut, Knochen, Milz und Zehennägeln. Das Ich hat keine solche materielle Grundlage. Jeder Anatom kann Ihnen sagen, wo Sie Ihre Milz finden können. Niemand kann Ihnen sagen, wo Ihr Ich sich befindet. Und trotzdem sind Sie sich alle sicher, ein solches Ich zu besitzen. Sie haben auch tatsächlich ein Ich, aber auf andere Weise, wie Sie eine Milz haben. Ihr Ich ist ein Produkt der Tätigkeit Ihres Gehirns. Es ist, in der Computersprache ausgedrückt, eine virtuelle Angelegenheit. Der Cyberspace ist auch nicht in derselben Art vorhanden, wie es ihre Wohnung oder ihr Arbeitsplatz ist. Trotzdem ist er ein Raum, in dem sie sich aufhalten können (alle Internet-Süchtigen, wissen, wie lange man sich in virtuellen Räumen aufhalten kann). Genauso ist es mit ihrem Ich. Es ist vorhanden, aber nicht materiell, wie das Körper-Selbst, sondern virtuell, wie der Cyberspace. So wie der virtuell vorhandene Cyberspace ein Produkt des materiell vorhandenen Computers ist, so ist das virtuell vorhandene Ich ein Produkt des materiell vorhandenen Gehirns.

Viele Mißverständnisse im Nachdenken über die Beschaffenheit der menschlichen Psyche resultieren daraus, daß der Unterschied zwischen materiellem und virtuellem Vorhandensein übersehen wird. Das Ich wird dann behandelt, als sei es genauso materiell wie eine Milz und damit schlittert man geradewegs in eine Denkfalle hinein, die auf uns lauert wie die Venus-Fliegenfalle auf ihre Opfer. Wir sind aber schlaue Fliegen, wir gehen der Falle nicht auf den Leim. Wir behalten im Kopf, daß das Körper-Selbst materiell ist und das Ich virtuell. Genaugenommen haben wir mit dem

Ich, unserer Erbse, ein Phantom im Kopf. Ein Geistwesen, das in unserem Kopf mehr oder weniger sinnvolle Spukgeschichten erzeugt.

Sobald also das Ich seine Arbeit aufnehmen kann, weil das Gehirn weit genug entwickelt ist, beginnt es mit einer ganz bestimmten Tätigkeit. Das Ich sucht eine Antwort auf die Frage: „Wer bin ich?“. Dies tut es, weil es irgendwann bemerkt, daß es ein Körper-Selbst hat, daß dieses Körper-Selbst ein anderes ist, als das anderer Menschen und weil es gerne die Frage klären möchte, was das spezifisch Eigene am Körper-Selbst ist. Mit anderen Worten: Das Ich denkt über das Körper-Selbst nach. Diese Tätigkeit beginnt das Ich zunächst, ohne sich klarzumachen, was es da tut. Der Darm verdaut, die Lunge bringt Sauerstoff ins Blut und das Gehirn bringt ein Ich hervor, das über den Eigentümer des Gehirns und des dazugehörigen Körpers nachdenkt. Eigentlich ganz einfach. Wir haben also jetzt unser Baby, inzwischen mit funktionierendem Ich, das, etwas respektlos formuliert, über seine Behausung nachdenkt.



Wer bin ich?

Nun können wir einen Schritt weitergehen in unserem Modell von Identität. Das Ich nimmt also seine Tätigkeit auf und denkt so vor sich hin. Die Art und Weise, wie das Ich seine Tätigkeit ausführt, hat äußerst wichtige Folgen für unser Modell von Identität. Das Nachdenken des Ich über das Körper-Selbst geschieht auf zwei Arten.

Erstens nimmt es dazu Informationen aus der Aussenwelt auf und zweitens hat es die Möglichkeit, diese Informationen zu reflektieren.



2 Wege zur Antwort

Abbild 4 soll diesen Vorgang visuell verdeutlichen. Ich habe versucht, einen pädagogisch tätigen Menschen darzustellen, der in erzieherischer Absicht auf unser heranwachsendes Menschenwesen einwirkt. Der pädagogisch tätige Mensch vermittelt dem heranwachsenden Menschenwesen eine Botschaft darüber, was es ist, was es tun soll, was es nicht tun soll etc. Das heranwachsende Menschenwesen hört aufmerksam zu, nimmt die Information auf (1), nimmt sich aber auch die Freiheit, sich seine eigenen Gedanken über den Sachverhalt zu machen (2). Diese Freiheit, sich seine eigenen Gedanken über alles das zu machen, was von pädagogisch tätigen Personen an Intervention auf das heranwachsende Menschenwesen eingeströmt wird, hat schon manchen tollen pädagogischen Plan kläglich scheitern lassen. In der Wissenschaft behandelt man das Phänomen (2) in Anlehnung an die Theorie der Autopoiese von Maturana und Varela unter dem Stichwort: „Perturbationen von autopoietischen Systemen“. Das Phänomen (1), wie wichtig die Außenwelt bei der Konstruktion einer Vorstellung über sich selbst ist, wurde sehr einleuchtend und einfühlsam von Kegan (1986) bearbeitet. Auch ich selbst (Storch, 1994) habe einiges hierüber geschrieben.

Soweit so gut. Das Vorgehen des Ich, bei dem Versuch, die brennende Frage zu klären, wer es denn eigentlich sei, ist ganz vernünftig. Man gehe hin, beobachte die Reaktionen anderer Menschen auf das eigene Handeln, ziehe diese Informationen in

Betracht und denke darüber nach. So vernünftig und naheliegend dieses Vorgehen ist, so schnell kann es jedoch auch zu Schwierigkeiten führen. Die Schwierigkeiten haben damit zu tun, daß unser heranwachsendes Menschenwesen es nicht nur mit einem Menschen zu tun hat, bei dem es Informationen über sich selbst sammelt, sondern in der Regel mit mehreren Menschen. Vermutlich haben die meisten von Ihnen in Ihrer Kindheit die Erfahrung mit der lieben Oma oder dem lieben Onkel gemacht. Ich hatte so eine Oma, für die ich einfach das Engelchen war, egal, was ich anstellte. Und ziemlich früh schon machte ich die Erfahrung, daß dieselbe Tätigkeit bei meiner Oma ein Maja-Engelchen erzeugte, während sie bei meiner Mutter ein Maja-Teufelchen erzeugte. Dies sind widersprüchliche Informationen und ich mußte durch Verarbeitung und Reflexion (2) eine Lösung finden, wie ich mit den Informationen über Teufelchen und Engelchen aus der Außenwelt (1) umging. Die Lösung dieses Problems gehört zu meiner Intimssphäre und wird daher nicht verraten. Es gibt sehr viele verschiedene Lösungen, ich würde mal sagen, es gibt so viele, wie es tätige Ich-Erbsen gibt. Die gesamte Liste von Abwehrfunktionen, die die Freuds, Sigmund und Anna, sorgfältig zusammengetragen haben, sind Beispiele für solche Lösungen des Ich. Die akademische Psychologie hat z.B. noch die Theorie der kognitiven Dissonanz von Festinger (1957) beige-steuert oder die Attributionstheorie von Weiner (1976). Auch dieses Thema wollen wir an dieser Stelle nicht weiter vertiefen, sonst verlieren wir unser Ziel aus dem Auge. Unser Ziel ist immer noch, ein Modell der Identität zu entwickeln, mit dem die Praxis arbeiten kann, darum müssen wir schauen, was die unterschiedlichen Informationen aus der Außenwelt in der Psyche unseres heranwachsenden Menschleins mit seinem Körper-Selbst und seiner schlauren Ich-Erbse entstehen lassen.

Die Informationen aus der Außenwelt sind also normalerweise nicht eindeutig, sondern vielfältig. Das Resultat ist eine Vielfalt von Mini-Theorien, die das Ich über sich und seine Behausung, das Körper-Selbst entwickelt. In Anlehnung an Mead (1983), der über diesen Vorgang ausführlich nachgedacht hat, wollen wir diese Mini-Theorien die „me's“ nennen. Mead hat sie so genannt, um auf Englisch den Unterschied zwischen dem Ich als erkennendem Subjekt und dem Ich als erkanntem Objekt klarzumachen. „I think about me.“ Das me ist das Ergebnis des Nachdenkens des Ich, es ist nicht dasselbe wie das Ich. Merken Sie was? Wir werden immer virtueller, und allmählich wird uns schwindlig. Wir hatten uns ja bereits darauf geeinigt, daß das Ich für sich alleine genommen schon eine virtuelle Angelegenheit ist. Jetzt denkt dieses virtuelle Gespenst im Kopf nach und erzeugt immer mehr kleine Mini-Gespenster! Ja, in der Tat, so scheint es zu sein, liebe Leserin und lieber Leser. Wer sich in diese schwindlige Atmosphäre gerne noch weiter hineinbegeben möchte, dem seine die neuen Texte zu Hirn- und Bewußtseinsforschung empfohlen, wie sie z.B. von Varela (1988), Roth (1996),

Meier und Ploog (1997) oder Schnabel und Sentker (1998) vorliegen. Wir können uns diese schwindelerregenden Dimensionen mit Hilfe unserer Abbildungen des heranwachsenden Menschleins jedoch verstehbar und damit für die Praxis handhabbar machen.



Die me's

Wie Sie sehen, hat unser heranwachsendes Menschlein es inzwischen schon mit drei Elementen seiner Psyche zu tun. Mit seinem Körper-Selbst, dem Ich und den me's, die das Ich erzeugt, indem es Informationen aus der Aussenwelt aufnimmt und reflexiv verarbeitet. Wie wir an meinem privaten Beispiel von Engelchen-Maja und Teufelchen-Maja schon gesehen haben, müssen diese me's nicht unbedingt miteinander harmonieren, sie können sich auch gegenseitig widersprechen. Die folgende Abbildung zeigt die Vielfalt von me's, die die meisten Menschen in der westlichen Welt im Laufe ihres Aufwachsens erzeugen.



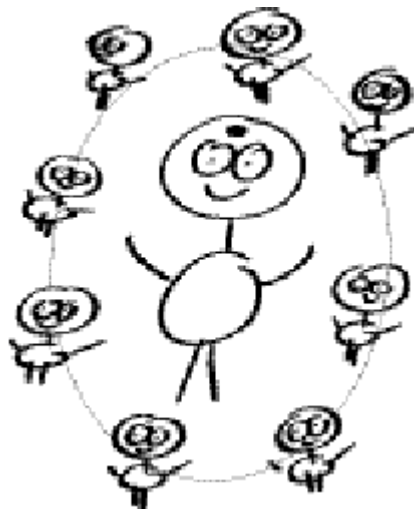
Die Vielfalt der me's

Die meisten von uns haben ein Engelchen-me, in der Terminologie von Freud das „Über-Ich“, in der Terminologie der Transaktionsanalyse das „Eltern-Ich“. Die meisten von uns haben auch ein Teufelchen-Ich, Freud hat den Begriff des „Es“ gewählt, um sich mit den Themen des Teufelchens zu befassen, Jung hat hierfür den Begriff des „Schattens“ gewählt. Die meisten von uns haben ein „Ich bin doch eigentlich ganz toll“ - me, genauso wie ein ungefähr drei Jahre altes „Ich bin doch überhaupt am Ärmsten von allen dran“ - me. Mit dem kleinen armen Würstlein befassen sich viele psychotherapeutische Selbsthilfebücher unter dem Stichwort „das innere Kind.“ Hinzu kommen noch zahlreiche andere individuelle me's, die mit der spezifischen Situation des Aufwachsens von jedem einzelnen Menschen zusammenhängen.

Mit dieser Vielfalt von me's kann man nun alles mögliche tun, denn sie sind ja virtuell. Die Tatsache, daß sie virtuell sind, macht sie veränderbar, und dies ist die Chance, bei der die Psychotherapie und die Pädagogik ansetzt. Die Pädagogik, die mit verhaltensauffälligen Jugendlichen arbeitet, hat es mit Menschlein zu tun, deren Über-Ich-me oft nicht dem entspricht, was in unserer Gesellschaft für ein Leben außerhalb von Gefängnismauern erforderlich ist. In diesen Fällen muß ein solches me erzeugt oder neu unterrichtet werden. In der Psychotherapie haben wir es oft mit

Menschen zu tun, die ein sehr starkes Über-Ich-me entwickelt haben, und ein schwächtiges kleines Teufelchen-me, das ihnen überhaupt mehr keinen Spaß im Leben ermöglicht. Hier geht es eher darum, das Teufelchen zu stärken und das Über-Ich ein wenig milder zu stimmen. Das kleine arme Kind haben wohl die meisten Menschen in unserer Gesellschaft, das muß gestützt und gestreichelt werden. Techniken, die für die Arbeit an einzelnen me's entwickelt wurden, sind z.B. die aktive Imagination von Jung oder das katathyme Bilderleben nach Leuner.

Jetzt haben wir schon so viele Elemente in der Psyche unseres heranwachsenden Menschleins entdeckt, und noch immer ist das Wort „Identität“ noch nicht aufgetaucht! Keine Sorge, jetzt ist es soweit. Wir haben die Vorarbeit geleistet, um klären zu können, von was wir sprechen, wenn wir über Identität reden. Das Ich hat es also irgendwann einmal mit einer ziemlichen Vielfalt von me's zu tun und möchte doch immer noch gerne die Frage klären: „Wer bin ich?“. Es ist offenbar ein menschliches Grundbedürfnis, eine gute Antwort auf diese Frage zu finden, eine Antwort, die irgendeine Art von Einheit stiftet. Das Ich versucht also, die Vielfalt der me's zu organisieren. Diesen Versuch des Ich nennen wir die Suche nach Identität.

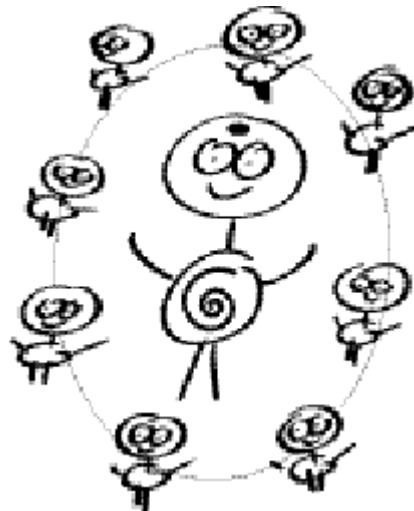


Die Identität

Eigentlich, so mag es scheinen, sind wir nun einen weiteren Schritt in das schwindelerregende Nichts der virtuellen Welten vorgedrungen, denn wir haben noch ein weiteres Element der Psyche unseres heranwachsenden Menschleins ausgemacht, diesmal die Organisationsform, die sich über die Mini-Geisterchen legen läßt. „Um Himmelswillen, wie soll denn aus dieser ganzen Gespensterschar jemals ein praktikables Modell werden!“, mögen Sie seufzen. Keine Sorge, die Dinge

werden gleich wieder einfacher. Bleiben wir zunächst jedoch noch bei der Organisation der Vielfalt der me's und schauen, was die Psychotherapie bisher entwickelt hat, um dem Ich das Organisieren zu erleichtern. Die Entdeckung dieses Phänomens gebührt Moreno, der einer der ersten war, der die Vorstellung vom personalen Kern des Menschen verlassen hat und begonnen hat, mit der Vielfalt der inneren Rollen (so hat er die me's genannt), therapeutisch zu arbeiten. Die Technik, die von ihm im Rahmen des Psychodrama entwickelt wurde, nannte er das „kulturelle Atom.“ Wenn Sie den Artikel von Roesler (1991) lesen, bekommen Sie eine gute Einführung in Theorie und Praxis dieses Verfahrens. Satir (1997) hat Morenos Technik übernommen und leicht abgewandelt, Sie hat ihr Vorgehen die „Parts Party“ genannt. Schulz von Thun (1998) hat jüngst ein Buch veröffentlicht, wo er die Vielfalt der me's das „innere Team“ nennt und sehr ausführlich verschiedene Methoden beschreibt, mit denen das Ich dabei unterstützt werden kann, die innere Vielfalt zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten.

Für die Menschen, deren Beruf es ist, anderen Menschen dabei zu helfen, ihre vielen me's gut zu organisieren, ist es sehr wichtig, ein diagnostisches Kriterium dafür zu haben, wann die Organisation als gelungen bezeichnet werden darf. Besonders in der Arbeit mit Jugendlichen, bei denen die Suche nach Identität sehr genau beobachtet werden kann, hätten wir gerne so etwas wie einen Wegweiser, der uns zeigt, wann unsere Schützlinge auf dem richtigen Weg sind. Diesen Wegweiser gibt es inzwischen, die wissenschaftlichen Hinweise hierzu stammen aus der Neurobiologie. Der Wegweiser zur gelungenen Identität ist ein Gefühl, sei es im Sinne von Emotion oder im Sinne von Körpersensation. Einer der ersten Psychologen, der darauf hingewiesen hat, daß es sich beim Thema Identität nicht nur um Kopfarbeit handelt, ist Blasi (1988), eine Zusammenfassung seiner Gedanken findet sich bei Storch (1999).



Das Identitätsgefühl

Wenn wir wissen wollen, wann die Suche nach Identität in die richtige Richtung geht, müssen wir nach einem guten Gefühl suchen. Damasio (1994), ein Neurologe, hat eine Theorie über menschliche Entscheidungsmuster entwickelt, die sich auch für unser Identitätsmodell verwenden läßt. Denn aus der Vielfalt auszuwählen, heißt letztendlich entscheiden. Und die Freiheitsspielräume, von denen Gergen spricht, richtig nutzen zu können, heißt, gute Entscheidungen vornehmen zu können, sonst ertrinkt man im Meer der Möglichkeiten. Damasio entwickelte seine Theorie der somatischen Marker, deren neuronales System er im präfrontalen Cortex vermutet. Somatische Marker werden durch Erfahrung erworben und dienen letztendlich dem Überleben. Dank eines effektiv arbeitenden Systems von somatischen Markern vermag der Mensch in Prozessen, die meist unterhalb der Bewußtseinschwelle verlaufen, eine ungeheure Vielfalt von Informationen daraufhin abzuprüfen, ob bestimmte Szenarien dem Gehirnbesitzer schaden oder nützen werden. Ein sehr einfaches, aber hocheffektive Prinzip, um zu überleben. Wenn ein somatischer Marker sich meldet, äußert er sich, so sagt es der Name schon, als Gefühl. Wenn wir mit Menschen arbeiten, können wir die Aktivität der somatischen Marker auch aus der Beobachtungsperspektive wahrnehmen: somatische Marker äußern sich in deutlich sichtbaren körperlichen Anzeichen. Die Gesichtshaut wird besser durchblutet, Wangen röten sich, die Pupillen können sich weiten. Oft ändert sich der Atemrhythmus oder die Körperhaltung. Insgesamt fängt der Mensch an, zufrieden auszusehen, oft erscheint ein Lächeln auf dem Gesicht. In meinen Seminaren nenne ich das Erscheinen des somatischen Markers, der in Richtung gelungene Identität

weist, das glückselige Grinsen. Als helfende Person ist es eine große Hilfe, aufgrund der Anwesenheit oder der Abwesenheit des glückseligen Grinsens diagnostizieren zu können, ob Sie in Ihrer Arbeit mit dem heranwachsenden Menschlein auf dem richtigen Weg suchen oder einen neuen Pfad einschlagen müssen. Wenn Sie sich an die Wegweiser halten, mit denen die somatischen Marker Ihnen die Richtung weisen, können Sie sicher sein, daß Sie für das Individuum, mit dem Sie arbeiten, am passenden Thema sind. Gendlin (1998), der Erfinder des „Focusing“ ist mit seiner Idee des „felt sense“ übrigens aufgrund seiner präzisen Beobachtungsgabe genau auf die Spur gekommen, die Damasio heutzutage mit modernsten neurowissenschaftlichen Forschungsmethoden belegen kann.



Das glückselige Grinsen

Jetzt haben Sie also mein Identitätsmodell kennegelernt, vielen Dank, daß Sie mir bisher so geduldig gefolgt sind. Wir können jetzt zurück zum Anfang gehen und die zwei Positionen, die ich eingangs beschrieben habe, wieder aufnehmen. Wer hat recht? Die Menschen, die vom personalen Kern reden, oder die, die von der innerpsychischen Vielfalt reden? Wie wir jetzt wissen, haben beide recht. Denn das Ich ist es, daß die Vielfalt erzeugt. Und da das Ich virtuell ist, sind auch alle Produkte des Ich virtuell und damit unendlich vielfältig. Da der Mensch aber aufgrund seiner Biologie, also all dessen, was im Körper-Selbst beheimatet ist, über ein System der somatischen Marker verfügt, erlebt er die virtuelle Vielfalt, die sein Ich unermüdlich erzeugt, in seinem Körper-Selbst eindeutig als positives oder negatives Gefühl. Er hat also einen personalen Kern als Referenzsystem, sein Körper-Selbst nämlich. Beide Positionen haben recht.

Und nun können wir auch die Frage beantworten, nach welche Richtlinien sich die Pädagogik des Jugendalters auszurichten hat, wenn sie die jungen Menschen für die Zukunft angemessen vorbereiten will. Die Außenwelt der Zukunft wird immer vielfältiger werden, das haben wir von Dr. Wittschier gehört. Also werden in der Psyche junger Menschen laufend neue me's produziert. Ein junger Mensch in der heutigen Zeit hat bereits jetzt ein Vielfaches an me's zu bewältigen, wenn man ihn mit seinen Großeltern vergleicht. Früher war durch Ort und Zeitpunkt der Geburt, durch Geschlecht des Babys und durch die gesellschaftliche Stellung seiner Eltern die Anzahl und der Charakter der möglichen me's bereits weitgehend festgelegt. Ausserdem blieben diese me's über die Lebensspanne auch weitgehend stabil, weil die Kontexte sich nur wenig änderten. Man hatte also viel Zeit, um Harmonie in das innere Team zu bringen. Heute hat das innere Team eine hohe Personalfuktuation zu verzeichnen, wenn wir bei dieser Metapher bleiben wollen. Die jungen Menschen müssen also lernen, gewissermaßen ihre eigenen Personalchefs zu werden.

Was müssen pädagogisch tätige Menschen den jungen also beibringen, um sie auf die Zukunft vorzubereiten? Es sind zwei Dinge. Erstens müssen die jungen Menschen erfahren, daß ihnen ihre Identität nicht mehr so einfach in den Schoß fallen wird, wie es noch bei ihren Eltern oder Großeltern der Fall war. Weil die Außenwelt vielfältiger wird, werden auch die Möglichkeiten der Menschen vielfältiger. Das bringt Vorteile mit sich, die Freiheit nämlich, von der Gergen spricht. Es bringt aber auch Schwierigkeiten mit sich, den Verlust von Sicherheiten nämlich. Junge Menschen von heute müssen lernen, daß Identität eine aktive Eigenleistung ist, die sie selbst erbringen müssen. Und sie müssen lernen, daß sie vermutlich in diesem Leben nicht damit rechnen können, daß eine Identität, die sie sich einmal erarbeitet haben, für immer gelten wird.

Um sich im Meer der Möglichkeiten zurechtzufinden, müssen sie lernen, was ihr persönlicher Wegweiser ist. Und das ist, das wissen Sie jetzt, liebe Leserinnen und Leser, das glückselige Grinsen. es ist das gute Gefühl, das die somatischen Marker erzeugen und das dem Besitzer des Körper-Selbst signalisiert: dieser Weg ist gut für Dich. Drogensucht ist übrigens ein Weg, dieses gute Gefühl auf chemischem Wege herzustellen. Wenn Sie den Jugendlichen dabei helfen können, das glückselige Grinsen aufgrund der Eigenleistung ihres Ich zu erzeugen, brauchen die jungen Menschen für diesen Vorgang keine Chemikalien mehr.

Gelungene Identität wird gefühlt, nicht gedacht. Das müssen die pädagogisch tätigen Menschen wissen und das können sie ihren Schutzbefohlenen vermitteln. Wissenschaftlich formuliert heißt dies: Junge Menschen müssen zu Expertinnen und Experten für die persönliche Identitätsdiagnostik ausgebildet werden. Sie müssen

lernen, wie es sich anfühlt, wenn etwas gut für sie ist. Viele jungen Menschen müssen wahrscheinlich zunächst überhaupt erst einmal lernen, wie Gefühle sich überhaupt anfühlen. Vielleicht gibt es viele unter ihnen, die in ihrem ganzen Leben den Zustand des glückseligen Grinsens überhaupt noch nie kennengelernt haben. Viele Manager und Führungskräfte, mit denen ich meine Seminare machen, haben übrigens diesen Zustand auch noch nicht oft in ihrem Leben erlebt. Und die Tatsache, daß sie ihr Leben daran ausrichten dürfen, was ihnen wohltut, ist für die meisten Menschen der westlichen Welt sowieso eine Novität.

Wir haben an der Universität Zürich ein Trainingsprogramm entwickelt, daß jugendliche Menschen systematisch an das know-how, das ich Ihnen geschildert habe heranführt. Wir haben die Auswirkungen dieses Trainings auf identitätsbildende Prozesse wissenschaftlich überprüft. Mein Vortrag war jetzt schon lang genug, darüber werde ich Ihnen jetzt nichts mehr erzählen können. Es ist mir jedoch eine große Freude, Sie darauf hinweisen zu dürfen, daß die beiden Studentinnen, die sich diesem Thema in ihrer Lizentiatsarbeit gewidmet haben, Frau von Arx und Frau Szekeres, sich bereit erklärt haben, ihr Projekt in einem der anschliessend stattfindenden workshops vorzustellen. Diejenigen von ihnen, die sich für unsere Arbeit interessieren, lade ich hierzu herzlich ein.

Die Welt verändert sich, das ist wahr. Und das bringt viele Sorgen, Ängste und Unsicherheiten mit sich. Aber es ist die einzige Welt, die wir haben. Und pädagogisch tätige Menschen haben sich schon immer für die Aufgabe entschieden, für alle heranwachsenden Menschlein, die sich ihnen mehr oder freiwillig anvertrauen, zu sorgen. Sie haben die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die einzige Welt, die wir haben, für die Menschen, die in die Zukunft hineinwachsen wollen, zu besten aller möglichen Welten wird.

Literatur:

Barkhaus, A. (1999). Theorie der Identität: Begriff und klassische theoretische Ansätze. In H. Dohrenbusch & J. Blickenstorfer (Hrsg.), Allgemeine Heilpädagogik - eine interdisziplinäre Einführung, S. 55-69. Edition SZH: Luzern.

Blasi, A. (1988). Identity and the Development of the Self. In D. Lapsley & F. Power (Eds.), Self, Ego and Identity: Integrative approaches (pp. 226-243). Springer: New York.

Erikson, E.H. (1968). Identity. Youth and Crisis. Norton: New York.

Damasio, A. (1994). Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. List: München.

Dohrenbusch, H. & Blickenstorfer, J. (1999). Allgemeine Heilpädagogik. Eine interdisziplinäre Einführung. Edition SZH: Luzern.

Festinger, L. (1957). A theory of cognitive dissonance. Stanford University Press: Stanford, Calif.

Freud, A. (1973, 8.Aufl.). Das Ich und die Abwehrmechanismen. Kindler: München.

Gendlin, E. (1998, Originalausgabe 1978). Focusing. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

Gergen, K. (1996). Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben. Auer: Heidelberg.

Kegan, R. (1986). Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben. Kindt: München.

Maturana, H. & Varela, F. (1984). Der Baum der Erkenntnis. Scherz: München.

Mead, G.H. (1983). Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Suhrkamp: Frankfurt a.M.

Meier, H. & Ploog, D. (Hrsg.). (1997). Der Mensch und sein Gehirn. Die Folgen der Evolution. Piper: München.

Oerter, R. & Montada, L. (1987). Entwicklungspsychologie. Psychologie Verlags Union: München.

Petzold, H. & Mathias, U. (1982). Rollenentwicklung und Identität. Von den Anfängen der Rollentheorie zum sozialpsychiatrischen Rollenkonzept Morenos. Junfermann: Paderborn.

Piaget, J. (1973). Einführung in die genetische Erkenntnistheorie. Suhrkamp: Frankfurt a.M.

Roesler, M. (1991). Das kulturelle Atom - Ein psychodramatisches Instrument zur Erfassung der Persönlichkeit. *Psychodrama*, 4, S. 187-202.

Roth, G. (1996). Das Gehirn Und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Suhrkamp: Frankfurt a.M.

Satir, V. (1997). Meine vielen Gesichter. Wer bin ich wirklich? Kösel: München.

Schnabel, U. & Sentker, A. (1998). Wie kommt die Welt in den Kopf? Reise durch die Werkstätten der Bewußtseinsforscher. rororo: Reinbek bei Hamburg.

Schulz von Thun, F. (1998). Miteinander reden, Band 3. Das „innere Team“ znd situationsgerechte Kommunikation. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin Verlag: Berlin.

Storch, M. (1994). Das Eltern-Kind-Verhältnis im Jugendalter. Juventa: Weinheim.

Storch, M. (1999). Identität in der Postmoderne - mögliche Fragen und mögliche Antworten. In H. Dohrenbusch & J. Blickenstorfer (Hrsg.), *Allgemeine Heilpädagogik - eine interdisziplinäre Einführung*, S. 70-84. Edition SZH: Luzern.

Varela, F. (1988). Kognitionswissenschaft-Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven. Suhrkamp: Frankfurt a.M.

Weiner, B. (1976). Theorien der Motivation. Klett: Stuttgart.